

M. KRUPPE



GESCHICHTEN
VOM
KAFFEE
DER
GUTEN
HOFFUNG

M. KRUPPE

***GESCHICHTEN
VOM
KAFF
DER
GUTEN
HOFFUNG***

IMPRESSUM

1. Auflage: August 2020
© Edition Outbird
www.edition-outbird.de

Covergrafik und Illustrationen: Holger Much
Lektorat: Ralf Schönfelder, Tristan Rosenkranz
Buchsatz & Layout: Benjamin Schmidt
Herausgeber: Tristan Rosenkranz

ISBN: 978-3-948887-04-9
Preis: 13,00€

SCHAFE

Vaterland und Muttererde
Setz auf die Füße, lauf im Kreis
Lauf, wie auch der Rest der Herde
Und wisse nur, was jeder weiß!

Keine Fragen sollst du stellen,
Laufen, schweigen, Runden dreh'n!
Hörst du nicht die Hunde bellen,
Die wachsam um uns alle steh'n?

Reiz' und provozier' sie nicht!
Sie bellen und sie beißen dich.
Also lauft, steht dicht an dicht,
Sie zerreißen sonst auch mich!

Bleib still und tue was du sollst:
Ein Schaf sein für die Schlachtere!i!
Es nützt nichts, wenn du all dem grollst.
Was willst du denn, du bist doch frei.

FREDDI HAT DOCH ANGST VOR FRAUEN

Das Runde Eck, diese stets verrauchte und auch deshalb so wunderbare Kneipe, war beinahe leer, als ich an jenem Abend reinkam.

Kaum dass ich meinen Platz an der Bar eingenommen hatte, stellte mir Olaf wortlos mein Bier auf den Tresen. Ich liebe dieses Stammgastdasein. Es braucht nicht viele Worte und egal, was für eine Laune dein Wirt hat, egal, wie gut oder schlecht du drauf bist, du weißt, wo du hingehörst und dass du verstanden wirst. Du musst nicht viel reden und diese seltsamen Beklemmungen, wenn in einer Runde keiner etwas sagt, treten gar nicht auf. Du hast deine Ruhe, wenn du deine Ruhe haben willst oder bist blitzschnell in einer Diskussion, wenn du Redebedarf hast. Und wenn sich die Kneipe abends füllt, ist es, als wenn sich eine große Familie nach getanem Tagwerk, wie auch immer das aussah, gemeinsam an den Tisch setzt und füreinander da ist.

Kurz nach fünf war es schon. Draußen erhellte nur noch das orangene Licht der Straßenlaternen das Bild des ereignislosen Sonntagabends eines noch ereignisloseren Februars irgendwann Mitte der 2000er. Ein lebendiges Stillleben. Und auch im Runden Eck war es nun leer. Die Nachmittagsgäste gingen allmählich nach Hause und für die Abendgäste war es noch zu früh. Ich nannte diese Zeit zwischen fünf und acht „die leere Stunde“, im Wissen, dass es sich genau genommen um drei

Stunden handelte. Meist las oder schrieb ich in dieser Zeit, denn hier hatte ich Ruhe. Hier beengten mich auch nicht die vier Wände meiner Kate, die mir schon lange auf den Geist ging. Ich hasste es, zuhause zu hocken in diesem dunklen Loch und zog es vor, lieber ein paar Euros pro Abend für Bier auszugeben, als auf der Couch zu hocken und vergebens gegen die Müdigkeit zu kämpfen, die mich überkam, sobald ich meine Wohnung betrat, unabhängig von der aktuellen Tages- oder Nachtzeit.

Endlich war es still. Ich hatte Kladde und Stift gerade zurechtgelegt, um die zwei Sätze aufzuschreiben, die mir seit einigen Minuten durch den Kopf gingen. Meist begannen genauso meine Texte. Zwei Sätze, die wie eine Zugmaschine viele weitere nach sich zogen.

Ich trank meinen ersten Schluck, blickte auf und sah Fredi draußen vorbeihinken. Wegen der neongelben Bauarbeiterjacke mit den fluoreszierenden Streifen an Ärmeln und am unterem Rand, die er immer trug, war er kaum zu übersehen. Gerade in diesem orangenen Licht der Straßenlaternen leuchtete er wie eine Fackel in mondloser Nacht.

Fredi war einer der Stammgäste. Obwohl Stammgast das falsche Wort ist. Mitbewohner wäre der bessere Begriff, denn Fredi war eigentlich immer da. Er half hin und wieder an der Theke aus und übernahm einige Hausmeisterarbeiten. Im Sommer kurbelte er die von Wind

und Wetter ausgebleichten Markisen morgens aus- und abends wieder ein, im Herbst befreite er die Straße von Laub und im Winter von Schnee und Eis. Und Freddi war auch stets der erste im Runden Eck, nach dem Wirt, der die Stühle hochstellte, kehrte und wischte, die Stühle wieder runter stellte. Damit verdiente er sich sein Bier, denn Freddi hatte kein Einkommen.

Freddi ... „der mit dem Dachschaden“. So nannten sie ihn hier in der Stadt. Freddi, der analphabetische Sonderling, der meint, unverzichtbarer Feuerwehrmann zu sein und des Nachts auch gern mal als Zivibulle durch die Straßen und Parks der Kleinstadt streifte. Natürlich in dezentem Abstand zu den beobachteten Elementen.

Ich sah eine Weile zu, wie er draußen an der Kneipe auf und ab hinkte. Das tat er seit Tagen. Hinken... Völlig übertrieben zog er sein linkes Bein nach, steif und so auffällig gekünstelt, dass man nicht umhinkam, zu lachen. Zumindest erhielt er so Aufmerksamkeit.

Aufmerksamkeit, die er nur bekam, wenn er Mitleid erregte. Das hatte er so gelernt. Ein intelligenzgeminderter Mensch, der sich frei bewegt, der sich halbwegs artikulieren kann, ist nicht „behindert“ oder geistig retardiert, wie man sagt. So einer ist maximal ein „Dummer“, eben einer, der einen Dachschaden hat. So einer wird nicht ernst genommen. So einer wird ignoriert. Oder ausgelacht. Oder verprügelt. Meist aber ignoriert. Und deshalb erfand Freddi Verletzungen und Geschichten von Ausbeutung durch Krankenkassen, Ärzte und Betreuer.

So gingen wenigstens eine Handvoll Menschen auf ihn ein, auch, wenn völlig klar war, dass er log.

Seit Wochen erzählte Freddi, dass er „morgen ins Krankenhaus“ müsse. Er könne kaum laufen und humpelte theatralisch, sobald er in Sichtweite des Biergartens kam, um sich an Tisch zwei zu setzen. Und das tat er ebenfalls mit einem so übertriebenen Stöhnen, einem solch schmerzverzerrten Gesicht, dass man meinen konnte, ihm bei Sterben zuzusehen. Dabei hielt er sich das Knie und bestellte gleich zwei Bier, weil er das erste „Nachmittagsbier“, wie er es nannte, grundsätzlich in einem Zug austrank.

Auch ich war einer dieser ignoranten Menschen, der sich höchstens mal mit ihm unterhielt, wenn es darum ging, sich über ihn lustig zu machen. Auch mich hatte er erst durch seine Knie-Geschichte auf sich und darauf aufmerksam gemacht, dass er ein Mensch war, nicht die stadtbekannte Institution „Freddi – der mit dem Dachschaden“.

Freddi, den man wild tanzend auf der Bühne der örtlichen Diskothek bei YouTube sehen konnte, aufgestachelt von einer tobenden Meute, die sich daran ergötzte, wie er sich zum Vollhonk machte.

In diesen Videos war zu sehen, wie Freddi glaubte, der Applaus und die Pfiffe würden ihm und seinen Tanzkünsten gelten, die nichts Anderes waren als ein Zeugnis schwerwiegender, taktloser Bewegungsunfähigkeit. Er wurde aufgepeitscht durch die gezückten Handys, die Blitzlichter der auf ihn gerichteten Kameras, die

Zurufe und Sprechchöre „Freddi, Freddi, Freddi!“ die ihn anfeuerten und immer wieder „tanzen“ ließen. Immer wilder wurde er, immer schneller seine Bewegungen, immer peinlicher sein Zappeln und Zucken wie ein Derwisch in tiefster Trance. Für ihn war es das Rampenlicht. Er war der Star, den alle liebten, dem alle zujubelten, in seiner Welt, während die Meute bloß dastand, ihn auslachte und Wetten über die Klicks bei YouTube abschloss, noch bevor die Videos überhaupt hochgeladen wurden.

All das wurde mir hier erst bewusst. Erst hier in der Kneipe wurde mir klar, dass auch ich, wie die meisten Menschen, ein ignorantes Arschloch war.

Ich erinnerte mich an eine Begegnung mit Freddi, ging rüber an einen der Tische, nahm den Stift und begann zu schreiben:

Vor einigen Jahren spazierte ich mit Janine und Sandra, zwei Freundinnen, durch die Kleinstadt. Es war eine laue Sommernacht. Wie so oft in solchen Nächten packten wir einen Rucksack mit jeder Menge Bier und Wein, spazierten durch den Ort und ließen uns irgendwann auf irgendeiner Bank eines Parks nieder, der eher eine größere Verkehrsinsel war. Ein Fleckchen Grün mit ein paar Bänken zwischen zwei Straßen, die Nachts kaum ein Auto passierte. Mit voranschreitender Uhrzeit wuchs um uns herum eine beachtliche Sammlung leerer Flaschen. Aus dem

Kassettenrekorder, den wir einen Tag vorher auf dem Sperrmüll gefunden hatten, dröhnte dumpf irgendein schlechter Punkrock.

„Psst ... seid mal still!“, unterbrach Janine plötzlich unser Gespräch darüber, dass es heutzutage keinen guten Punkrock mehr gab. „Da steht doch jemand!“, sagte sie und wies mit dem Kopf in die Richtung, wo der kurze Parkweg in der Dunkelheit verschwand. Ich hatte schon länger das Gefühl, dass da drüben jemand war, der uns belauschte. Allerdings schob ich es auf den Alk und ignorierte diese Eingebung. Und im schwachen Schein der Straßenlaterne hüpfte tatsächlich in diesem Moment ein Schatten ins schützende Schwarz eines Holunderstrauches.

„Ich geh’ mal nachsehen“, sagte ich, obwohl ich auch ein bisschen Schiss hatte. In diesem Kaff gab es einige Faschos, die sich ab und zu eine Nase gönnten, was ihr ohnehin hohes Aggressionspotential verdoppelte. Und wir waren bereits das ein oder andere Mal zum Ziel der geöffneten Frustrationsventile geworden. Aber Alkohol macht bekanntlich nicht nur betrunken, sondern auch mutig. Und es war ja nur ein Schatten, nur eine Person, und wenn irgendwelche Leute vorgehabt hätten, uns zu schaden, dann hätten sie es längst getan. Außer den Faschos und anderen komischen Typen auf komischem Stoff, gab es hier keine wirklich ernstzunehmenden Bedrohungen. Die Cops vielleicht noch, aber auch die hätten uns nicht so lange beobachtet ohne

aufzutauchen, die obligatorische Personenkontrolle durchzuführen, die Taschen und Rucksäcke auf Drogen und Waffen zu filzen und uns aufzufordern, unseren Müll aufzusammeln.

„Sei bloß vorsichtig!“, sagte Sandra. Die beiden Mädels hatten tatsächlich Schiss.

„Klar! Ich mach sie alle platt!“, witzelte ich, baute mich auf und stolzierte in Richtung Straße, dem mysteriösen Schatten entgegen, als ich aus der Dunkelheit eine flüsternde Stimme vernahm: „Einer kommt her, over! Ich brauche Verstärkung, over!“ Dieses Flüstern klang ängstlich und unsicher. Die Nervosität des vermeintlichen Cops kam mir seltsam vor.

Ich ging der Stimme nach, die mir bekannt vorkam und entdeckte Freddi, der sich in einer dichten Hecke versteckt hielt, die den Park von der Straße trennt. In seiner Hand hielt er ein uraltes Mobiltelefon, das er sich wie ein Walky-Talky vor den Mund hielt und mit dem er seine imaginären Kollegen über seine Entdeckung informierte: „Er hat mich gesehen! Abbruch! Abbruch!“, stammelte er hektisch in sein Funk-Alcatel von der Größe eines dieser Autotelefone aus schlechten Achtziger-Jahre-Filmen. Dann sah er mich mit panischem Blick an und sagte so drohend es ging: „Ich habe Verstärkung angefordert!“

„Ja und bis die da ist, kannst du doch ein Bier mit uns trinken. Ich verrate deinen Kollegen nichts“, sagte ich beruhigend. Freddi kroch aus seinem Versteck und zitterte

am ganzen Leib. Unsicher und verängstigt stand er vor mir und sah aus wie ein kleiner Junge, der sich gerade vor seiner strengen Mutter in die Hosen gemacht hat. Allein das Wort „Bier“ war bei Freddi, wie bei vielen Leuten hier in der Kleinstadt, ein Lockmittel. Und wenn der Satz „Ich geb’ eins aus“ folgt, dann werden selbst aus Feinden Freunde. Und so hatte Freddi schneller Feierabend, als er dachte, gab seinen Observationsjob auf und gesellte sich vorsichtig zu uns.

Lange blieb er allerdings nicht, denn in unseren Gesprächen ging es irgendwann um Ex-Freunde und -Freundinnen, wir kamen auf das Thema Sex, und Freddi hielt sich die Ohren zu. Wieder musste ich an den kleinen Jungen denken, jetzt mit frischen, trockenen Hosen, der dem strengen Dekret der Mutter folgt, bei „bösen Wörtern“ wegzuhören. Ficken, Schwanz, Möse, ja, selbst das Wort Kondom schirmte er mit seinen Händen von den Ohren ab. Apathisch begann er vor sich hin zu murmeln, die Hände seitlich an den Kopf gepresst und wie im Wahn seinen Oberkörper vor und zurück zu bewegen, als litt er an Hospitalismus.

Wir machten uns einen Spaß daraus, das Gespräch immer schmutziger werden zu lassen. Und als ich ihn fragte, ob er noch nie so richtig gefickt hatte, schnellte er hoch, schrie: „Ihr seid Schweine!“, und rannte davon. Zugegeben, keine schöne Aktion. Aber das ist König Alkohol, der Verführer zum Frevel. Der Turm zum Sprung in die Gemeinheit.

Als hätte ich ihn mit dieser Anekdote gerufen, saß Freddi plötzlich neben mir und redete und redete und redete auf mich ein. Meine Bitte, mich noch fünf Minuten in Ruhe zu lassen, weil ich gerade schrieb, ignorierte er. Wie sollte er auch verstehen, dass Schreiben eine Sache ist, die Konzentration braucht?

„Eigentlich muss ich heute wieder ins Krankenhaus. Wegen mein' Knie, du weißt doch. Das is frisch operiert und jetzt is da n Loch drin. Aber ich geh da nich nochma hin, die ham doch alle keene Ahnung!“ Außerdem habe er kein Geld für den erneuten Eingriff. Einhundertvierzig Euro müsse er bezahlen. Habe er nicht. „Habschnich!“, sagte er.

„Und gestern is mein Kumpel gestorbm ... Herzinfarkt.“, erzählte Freddi weiter und brach plötzlich in Tränen aus und wieder sah ich den kleinen Jungen, der er eigentlich war, auch, wenn der in dem dünnen, ausgezehrten Körper eines Fünfzigjährigen steckte.

Da saß er neben mir, glotzte mich aus nassen Augen an, die über seine schmutzigen Brillengläser lugten, den Kopf leicht nach vorn geneigt. Ich aber schrieb einfach weiter, auch, wenn ich mir schlecht dabei vorkam, ihn so zu ignorieren, ihn da so gnadenlos sitzen und in die Leere der Kneipe heulen zu lassen.

Solche Situationen haben mich schon immer überfordert. Sofort baute sich in mir ein rastloser Druck auf. Ich weiß weder, was ich tun, noch was ich sagen soll. Ich sitze dem

Verzweifelte gegenüber wie ein Autist, werde nervös, kann mich aber nicht aus der Lähmung befreien.

Olaf, der Wirt des Runden Eck, kam gerade aus dem Keller, sah Freddi da sitzen, dieses mitleiderregende Häuflein Elend, und fragte ihn locker, was los sei. Freddi brach völlig zusammen, schluchzte und schien einem Nervenzusammenbruch nahe, stammelte irgendetwas von seinem Knie, von dem verstorbenen Freund, seinem Portemonnaie, das er letzte Woche verloren habe, in dem noch sechzig Euro waren. Er war völlig aufgelöst, stand auf, ging in seiner Verzweiflung auf Olaf zu, der ihn in den Arm nahm, ihm den Rücken tätschelte und dabei so Sachen sagte wie: „Richtig Freddi ... heul mal richtig, das ist gut.“

So einfach ist das. Ein banaler Satz. Wäre mir nicht eingefallen. Neun im Grunde nichtssagende Worte und Freddi beruhigte sich, setzte sich, trank sein Bier aus und ging. Glücklicherweise seinen Schmerz irgendwem mitgeteilt haben zu können. Wem sollte er es auch sonst erzählen? Freddi ist ein Trottel. Einer, der einen Dachschaden hat. Einer, den man kaum versteht, der die billigsten Arbeiten verrichtet, sich in der örtlichen Disko hin und wieder zur Feile macht.

Und doch war Freddi ein ganz normaler Mensch. Ein Wesen, das nicht immer nur lacht und Blödsinn erzählt, sondern lebt, atmet, fühlt und eben auch Leid mit sich herumträgt und Schmerz. Vielleicht sogar ein

Quäntchen mehr Schmerz und Leid, als wir „normalen“ Menschen, weil er spürte, dass er abgelehnt und ausgelacht wurde. Und das spürte er durchaus.

Und nun saß er wieder neben mir. Anfangs war er schweigsam. Klagte nur hin und wieder über die Schmerzen in seinem Knie. Nach vier Bier und sechs Kurzen taute er auf und wiederholte monoton, als spreche er ein Gebet, dass er am nächsten Morgen operiert werde und alles selbst bezahlen müsse. Ich legte meine Kladde beiseite und fragte ihn, ob er denn nicht krankenversichert sei?

„Die zahln nich mehr, die von der AOK, die zahln nich mehr.“

„Na ja, aber warum?“, fragte ich „hast du keinen Betreuer, der sich darum kümmert?“

„Zu tun! Der hat immer zu tun. Voller Kalender, immer voll, keine Zeit hatter, immer zu tun...“, sagte er.

„Aber es ist sein Job, sich um solche Sachen zu kümmern“, sagte ich und wusste, dass er übertrieb, dass er mit diesen Münchhausen-Stories Aufmerksamkeit zu wecken versuchte.

Freddi redete weiter und redete und redete. Von seinem Onkel, seinem Betreuer, seinem Knie und den Pfuschern von Ärzten, die ihm das alles eingebrockt hatten. Er redete davon, nach Berlin zu fahren, sich dort operieren zu lassen, und dass es ihm scheißegal sei, wieviel Geld er dafür bezahlen müsse.

Dann fiel ihm die junge Frau auf, die mit ihrem Freund zwei Tische neben uns saß. Ich hatte die beiden erst nicht wahrgenommen und fragte mich kurz, ob sie

schon die ganze Zeit da saßen oder eben erst reingekommen waren.

Ein gut aussehendes, schlankes Mädchen, vielleicht Anfang zwanzig, mit weichen Gesichtszügen und langen blonden Haaren. Ihr Typ war ein sportlicher Gleichaltiger in Jogginghose und Baseballjacke.

Freddi war plötzlich wie ausgewechselt. Aus dem schwerkranken Pessimist wurde ein lebensfroher Schürzenjäger. Er sah an mir vorbei, starrte sie an und flüsterte: „Das is aber auch ne süße Schnecke!“ Allerdings flüsterte er so laut, dass sie es mitbekam. Sie hielt inne, als wolle sie horchen, ob da noch etwas kam, redete dann aber weiter mit ihrem Gegenüber.

Freddi bekam das nicht mit. Freddi bekam so was selten mit. Ob sie Kinder habe, fragte er mich und ich antwortete, dass ich sie nicht kannte. Er wendete seinen Blick ab, seine Miene verfinsterte sich und er starrte aus dem Fenster auf den Biergarten, der in dem Licht der Laternen irgendwie schmutzig wirkte. Dabei bewegte er seinen Oberkörper apathisch vor und zurück. Als hätte eine fremde Macht von ihm Besitz ergriffen, wurde er ganz still.

Ich drehte mir eine Zigarette, das Paar neben mir unterhielt sich, und ich wollte schon wieder zum Buch greifen, als Freddi leise, wie mit fremder Stimme, sagte: „Hab Angst vor Frauen. Hab Angst vor Frauen!“

Seine Bewegungen wurden ekstatischer. Vor, zurück, vor, zurück ... immer schneller wurde er ... vor, zurück, vor, zurück, immer und immer schneller und wiederholte

dabei leise, als wolle er irgendwen beschwören: „Hab Angst vor Frauen, Angst vor Frauen.“

„Warum denn?“, fragte ich und wusste nicht recht, weswegen ich fragte. Vielleicht wollte ich ihn aus seiner Trance reißen, die mir allmählich Sorgen bereitete. Ich kannte solche Zustände von Freunden, die jahrelang die wildesten Trips und Pillen gefressen, die Bahnen gezogen und sich „Cocktails“ gepresst hatten und nach langer Abstinenz aus heiterem Himmel einen Flashback bekamen, völlig wegtraten für Sekunden, manchmal Minuten. Freddi antwortete nicht. Er betete nur seinen Satz herunter.

Ich langte ihm auf die Schulter und ließ meine Hand dort liegen, griff etwas derber zu und schüttelte ihn leicht.

„Freddi! Hey! Warum hast du Angst vor Frauen?“, fragte ich leise, denn ich wollte ihn nicht bloßstellen. Seine Augen füllten sich mit Tränen und sein Kinn begann zu beben.

„Die tun weh!“, sagte er kurz, riss seinen Kopf herum und fixierte wieder diesen Punkt da draußen. Wieder die apathischen Bewegungen.

Was sollte ich darauf sagen? Irgendwas musste ich doch jetzt sagen?! Ich konnte den armen Kerl hier nicht so festgehen lassen. Aber mir wollte nichts einfallen. Ich hörte Freddis leises Schluchzen.

„Süße Schnecke“, hatte Freddi das Mädchen genannt und sich bestimmt einiges ausgemalt. Sachen, die er nur aus

Filmen kannte. Die einzige Frau, die ihn jemals angefasst hatte, ohne grob zu sein, war wahrscheinlich seine Mutter gewesen.

Man sah Freddi seine Behinderung an. Der viel zu kleine Kopf auf dem viel zu schlaksigen Körper. Die Glubschaugen hinter dicken Brillengläsern. Der winzige Mund mit den dünnen Lippen, hinter denen die Zähne faulten.

Nein, Freddi wird nie einen wegstecken können. Sicher hat er oft versucht, zu flirten, zu baggern, aber er wurde immer nur ausgelacht, beleidigt, herumgeschubst, geschlagen und getreten, ob von den Freunden der Mädels oder von den Mädels selbst. Wegen der „Dreistigkeit“, zu sagen: „süße Schnecke“.

Plötzlich schreckte Freddi auf, griff sich ans Knie und sagte mit weit aufgerissenen Augen: „Scheiße, jetzt blutets! Da is was nass! Scheiße, jetzt blutets!“

Ich heuchelte Besorgnis, weil ich ja wusste, dass es nicht stimmte, und schlug ihm vor, aufs Klo zu gehen, die dicke Thermohose runter zu ziehen, um nachzusehen. Seine Bitte mitzukommen aber ignorierte ich. Und kaum, dass die Klotür geschlossen war, ging sie auch schon wieder auf, er kam zurück und sagte: „Die Binde is durch. Ich muss heim, die Binde wechseln.“

Freddis Mimik änderte sich mit einem Mal. Plötzlich grinte er, als sei das alles eben nicht passiert. „Du bist mein Freund!“, sagte er, lächelte mich an und tätschelte mir

die Schulter, während er sich langsam auf den Platz neben mir gleiten ließ.

„Du bist mein guter Freund! Du redest immer mit mir. Mit dir kann man sich gut unterhalten. Was willst du trinken mein bester Freund? Pfeffi? Wodka? Jägermeister? Whiskey?“, fragte er mich und rief Olaf, der nun wieder hinter der Bar stand, zu: „Swei Jägermeister!“

„Nee!“, rief ich hinterher und erklärte Freddi, dass ich Kräuter nur in Ausnahmefällen trinke.

„Bier! Ja, du trinkst ja immer Bier. Ich kauf dir eins.“

„Lass mal, Fredi, du brauchst doch dein Geld für die Operation“, beschwichtigte ich ihn und besänftigte dabei eigentlich nur mein eigenes Gewissen. Ich wollte ihn nicht ausnehmen. Ganz bestimmt nutzten viele seine Dankbarkeit aus, stellten sich mit ihm gut, nur um etwas ausgegeben zu kriegen. So wollte ich nicht sein.

„Doch!“, bestand er fast bockig: „Ich bezahl!“

Ich bestellte also noch ein Bier und signalisierte Olaf heimlich, dass er es mit auf meine Rechnung setzen sollte.

„Sagtest du nicht, dass du deine Binde wechseln musst?“, wandte ich mich wieder Freddi zu, der gerade seine Münzen im Portemonnaie zählte.

„Ja, ich bezahl jetzt, mein guter Freund“, sagt er, tätschelte mir erneut den Rücken, hievte sich theatralisch in die Senkrechte und humpelte mit übertrieben steifem Bein zur Bar, zahlte, kam zurück, um sich seine Jacke anzuziehen, verabschiedete sich von mir, gab dem Typen neben mir die Hand, der da mit dem Mädchen saß, um Tschüss

zu sagen. Dann reichte er sie der jungen Frau. Die machte ein angewidertes Gesicht, versteckte die Hände hinter ihrem Rücken und sagte abweisend: „Dir geb ich wohl die Hand?! Ich geb dir doch nicht die Hand!“

Fredi blickte enttäuscht, beugte sich zu ihrem Freund und sagte: „Ich habe Angst vor Frauen ... die tun weh“.

EINS FÜR DIE KINDER

Ich saß im Runden Eck,
rauchte und trank gerade mein drittes Bier,
während der Himmel sich binnen weniger Minuten
von blau zu grau
zu grün und dann zu einem diabolischen Schwarz
färbte
und die Welt da draußen plötzlich
in einem tosenden Gewitter
unterzugehen schien.

Der Arbeiter,
der seit Stunden
den unteren Sockel des Hauses gegenüber
verputzte,
stand in der Eingangstür,
an den Rahmen gelehnt
und beobachtete,
wie sein Tagwerk
zähflüssig in den Rinnstein lief.

Der goldgelbe Strohhut triefte
und der Kopf, auf dem er saß,
bewegte sich
von links nach rechts,
während der Regen den Putz abwusch
und das rot leuchtende
Ziegelwerk wieder frei legte.

„Die ganze Scheiße für'n Arsch!“,
bildete ich mir ein
den Arbeiter denken zu hören.

Als der Regen nachließ,
trat der Arbeiter wütend
gegen seinen blauen Eimer,
der in hohem Bogen über die Straße flog
und fast einen parkenden FIAT traf.

Mit dem Fuß schob er seine Kellen zusammen,
rollte die Deckfolie ein
und schmiss sie auf den Pickup.

Völlig durchnässt
schlug er dann
mit den Armen aus
und schrie,
dass ich es bis hier hören konnte:
„Verdammte Scheiße!“

Ich fragte mich,
ob er wusste,
dass er beobachtet wurde.
Das spürt man doch oft.

Mir war danach,
rüber zu gehen,
ihm auf die Schulter zu klopfen

und ihn mit den Worten
„Nimm's nich so schwer, Kumpel“
auf ein, zwei Bier einzuladen.

In diesem Moment lief eine junge Mutter
mit ihrer kleinen Tochter an dem Arbeiter vorbei.
Beide waren völlig durchnässt.
Die Kleine sprang lachend
in dem Rinnsal,
der sich auf dem Bürgersteig gebildet hatte,
auf und ab
und rief, sich melodisch wiederholend:
„Es donnert, es donnert, der Himmel macht Krach.“

Ich stand inzwischen vor dem Runden Eck,
denn ich wollte dem Arbeiter tatsächlich
ein Bier ausgeben.
Die Kleine kam neben ihm zum Stehen
und sagte:
„Lach doch mal, Onkel.
Es regnet so schön,
da wachsen die Blumen.“

Da
beugte er sich zu ihr runter,
sagte etwas, das ich nicht verstand,
tätschelte dem Mädchen den nassen Kopf.
Und als die beiden weitergingen,
räumte er seine Kellen in den Eimer,

sah Mutter und Tochter nach,
stemmte die Hände in die Hüften,
schüttelte erneut den Kopf
und lächelte.



M.KRUPPE | KURZVITA

M.Kruppe, 1978 im thüringischen Pößneck geboren, ist Autor, Rezitator, Moderator und Veranstalter kultureller Events vorwiegend in Thüringen, Sachsen und Sachsen Anhalt.

Mit den „Geschichten vom Kaff der guten Hoffnungen“ legt er nach „Von Sein und Zeit“ (2016) und „Und in mir Weizenfelder“ (2018) sein nunmehr drittes Buch in der Edition Outbird vor.

Kruppe begreift das Schreiben als Berufung und skizziert in seinen Texten oftmals Menschen am so genannten Rande der Gesellschaft, um ihnen eine Stimme, einen Fokus zu geben, die für gewöhnlich ignoriert, verlacht und verspottet werden. Auch finden sich immer wieder Selbstreflexionen in seinen Texten.

Der Vater zweier Töchter ist seit mehr als zehn Jahren auch als Rezitator mit mehr als zehn verschiedenen literarischen Programmen auf Bühnen im deutschsprachigen Raum unterwegs und moderiert neben drei Sendeformaten bei Radio DarkFire die Hauptbühne des Rudolstadt Festival (ehem. TFF). Im Mai 2020 organisierte und moderierte er neben anderen KünstlerInnen das weltweit einzigartige Darkstream Festival.

Außerdem ist er im Vorstand zweier Kulturvereine und Mitglied im Thüringer Lese-Zeichen e.V.

Bereits erschienen in der Edition Outbird:
M. Kruppe - Und in mir Weizenfelder



Das ist Punk. Kein Poetry Slam oder Rap. Sondern Punk. Das ist Sex and Drugs in einer Sprache wie verdammt harte und irre laut gespielte Gitarrenriffs. So, welcome to the dark Side. Willkommen in einem Kaff der verlorenen Hoffnungen, wo Kruppe seine toten Helden Charles Bukowski, Jack Kerouac und Francois Villon beschwört, um mit ihnen einen Pogo zu tanzen, bei dem Mörder und Huren, Penner und Spießer ihre Pleiten zu Triumphen verlächen.

„Aus diesen Gedichten schreit der Zorn eines Autors über seine Zeit und die Welt. Aber hin und wieder blitzt darin auch eine Zärtlichkeit auf, die einer frostigen Nacht abgetrotzt und hinter einem Fenster voller Eisblumen geformt wurde.“ - David Gray

„Man spürt, dass Kruppe kämpft. Seine Weizenfelder wurden Wodka. Doch vorher speicherten sie Sonne.“
- Dr. Mark Benecke

ISBN: 978-3-95915-108-5

Preis: 9,90€

Erhältlich im gut sortierten Buchhandel sowie unter shop.outbird.net

M. KRUPPE

*GESCHICHTEN
VOM
KAFF
DER
GUTEN
HOFFUNG*

IM KAFF DER GUTEN HOFFNUNG TREFFEN SICH DIE ABGEHÄNGTEN DER GESELLSCHAFT IN TANTE-EMMA-LÄDEN, JUGENDCLUBS, ODER IM RUNDEN ECK: DER ROTE RONNY, DER IM SUFF VON SEINER FRAU IN THAILAND SCHWAFELT. LEA, EIN JUNGES MÄDCHEN MIT ADHS PLUS 1000. FREDDY, DER ANGST VOR FRAUEN HAT. DIE OLLE RENATE, DIE VON EINER GLÜHENDEN KOMMUNISTIN ZUR PROSTITUIERTEN WURDE UND HEUTE KADARKA AUS DEM TETRA PACK TRINKT. KARL, EIN ERFOLGLOSER MALER, DER SEINE BILDER SCHICHT FÜR SCHICHT AN DIE WOHNZIMMERWAND PINSELT.

M. KRUPPES TEXTE HOLEN DIE VERSPOTTETEN AUS DEM ABSEITS. SIE SIND SCHNAPPSCHÜSSE EINER KLEINSTADT, DIE ÜBERALL IM OSTEN DEUTSCHLANDS LIEGEN KÖNNTE.



EDITION
OUTBIRD

ISBN: 978-3-948887-04-9
EDITION OUTBIRD
WWW.EDITION-OUTBIRD.DE

